

## Kolumbien

Kolumbien ist weltpolitisch ein unbedeutendes Land. Sicher auch keines, das dem deutschen Touristen bei seinen südamerikanischen Urlaubsplänen sogleich in den Sinn käme. Und dennoch ein Land voller Faszination. Seine Landschaft ist so bizarr wie seine Geschichte.

Als einziges Land Südamerikas grenzt es an zwei Weltmeere, den Pazifik im regenreichen Westen, das Karibische Meer im Norden. Als einziges Land auch trägt es den Namen des Entdeckers der Neuen Welt.

Im Süden der giftgrüne Urwald des Amazonas, im Osten die endlosen Steppen der Llanos, wo die Gauchos wie eh ihre Rinderherden treiben, bar jeder Marlboro-Romantik. Dort, wo die großen Städte sind, legen sich die fast bis 6000 Meter ansteigenden Andenketten in den Weg, als wollten sie den Menschen jeden Kontakt untereinander verwehren. Die Hauptstadt Bogotá, wie eine riesige Bergflechte in 2600 Meter Höhe über das Hochplateau kriechend, leitet ihren Namen aus einem Wort der Chibcha-Sprache her: „bacata“, höchstgelegenes, bebautes Feld. Und zwischen den Bergriesen wälzen sich die braunen Wassermassen des Rio Cauca und des Rio Magdalena. Wenn sie endlich die nördlichen Ebenen erreichen, ergießen sie sich in zahllosen Seitenarmen über das Land, das sie tränken wie einen Schwamm, an dem eine unersättliche Sonne gierig saugt; täglich kommt sie ins Schwitzen, und ihre Ausdünstungen legen sich als feine Nebel über die Landschaft und machen den Menschen das Atmen schwer.

Kolumbien, das ist die Cumbia-Musik der karibischen Neger, voller Heimwehklänge nach Afrika, auch voll ferner Angst vor den Peitschen der Sklavenhändler, und ist zugleich das kühle Europäertum der Bogotaner mit den Konten bei der First National City Bank und dem Apartment in Miami; ist das runde Gesicht des Indio in der Armeeuniform, der zum Einholen der Fahne allabendlich vor dem Präsidentenpalast präsentiert; ist El Dorado, wo die Konquistadoren den Kindern der Chibchas die Puppen aus Gold wegnahmen, den Männern mit den Fischen auch die goldenen Angelhaken stahlen und bloß den Schnaps zurückließen und den Dreck der Slums. Kolumbien, das ist Maccondo und „Hundert Jahre Einsamkeit“, ist Cartagena de Indias mit seinen malerischen Balkons und seinen Festungsmauern, an denen sich der siegessichere Admiral Vernon mit seinen 38 000 Mann und 3000 Geschützen die Zähne ausbiß. Kolumbien ist Kaffee und United Fruit Company, Schneesturm und Tropenstrand, ist Camilo Torres und Klerikalismus, Ausnahmezustand und Wirtschaftsaufschwung, Simon Bolívar und Pedro Claver. Es ist ein Fall jenes Südamerika, das Gabriel García Márquez einen „ungeheueren“ Kontinent nennt in des Wortes doppelter Bedeutung: unermeßlich reich an

Möglichkeiten und maßlos an Schönheit, aber auch grotesk und grausam, unheimlich und armselig. Kolumbien ist der Traum einer Wirklichkeit, die Angst hat vor sich selber und die Augen schließt.

### Die Zeugen sind nicht stumm

Das heutige Kolumbien ist nicht zu verstehen, wenn man nicht die Herkunft seiner Bevölkerung aus den drei ethnischen Quellen der indianischen Ureinwohner, der aus einer spanisch-maurischen Welt eindringenden Eroberer und der ins Land eingeschleppten Negerklaven bedenkt. Die rassischen Gruppen erreichen an der Gesamtbevölkerung heute etwa die folgenden Anteile: Indianer 2 Prozent, Neger 4 Prozent, Mulatten und Zambos 22 Prozent, Weiße 26 Prozent und Mestizen 46 Prozent<sup>1</sup>. In diesen Bevölkerungsgruppen spiegelt sich zugleich die Geschichte Kolumbiens. Die geschäftigen Straßen Bogotás, die technische Perfektion Medellíns, der Buchhaltergeist von Manizales weisen zurück zur asketischen Strenge des Spanien Philipps des Zweiten. Kamen die Spanier auch als Abenteurer und Eroberer und schleppten gleich schiffsladungsweise das Gold weg und die Smaragde, so blieben sie doch im Land, als es kein Gold mehr gab. Sie spezialisierten sich in Kaffee und machten Kolumbien zum zweitgrößten Kaffeeproduzenten der Erde mit 20 Prozent Anteil am Welthandel. Natürlich verrichteten sie die Arbeit nicht selber; sie waren Eroberer und verlangten, bedient zu werden. Doch die Chibchas und Muisca, die Kariben und Arawaken waren harte Plantagenarbeit nicht gewöhnt und hatten auch keine Lust, sich für die hochmütigen Weißen abzulagen; sie erprobten ihre Stärke in Überfällen und blutigen Gefechten, in denen sie sich lieber aufreiben ließen als herabwürdigen zu willenslosen Werkzeugen der Spanier.

Der Kaufmannsverstand der Weißen jedoch wußte sich zu helfen. So rüstete man Schiffe aus, raubte oder köderte mit Glasperlen und leeren Versprechungen Neger aus dem Sudan, aus Angola, aus Biafra und wo man ihrer habhaft werden konnte. Wer von ihnen nicht schon unterwegs gestorben war – so rechneten sich die neuen Herren aus –, mußte Kraft haben, auch bei 30 Grad im Schatten und hoher Luftfeuchtigkeit noch Schwerstarbeit zu leisten. So brauchten die Herren sich auch weiterhin die Finger nicht schmutzig zu machen – es sei denn mit Blut. Und das vergoß das „südamerikanischste Stück Südamerika“<sup>2</sup> immer reichlich. Wie anders läßt es sich erklären, daß von den Ureinwohnern, die sich (wie die Chibchas) zur Zeit der Eroberung gerade anschickten, ein mächtiges Gegenreich zu den Inkas und ihrer Hochkultur zu errichten, heute nur noch analphabetische Restbestände anzutreffen sind? Auch die großartigen Mauern des stets bedrohten Cartagena, dessen Castillo de San Felipe de Barajas der bedeutendste Festungsbau des Kontinents war, wurden mit viel Blut gebaut. Am zweihundertjährigen Bau, unterbrochen von immer neuen Überfällen und Verwüstungen durch englische und französische Seeräuber, waren mehr als eine Million Neger beteiligt. Ihre Nachkommen führen heute eifrig knipsende Dollartouristen zu jenem herrlichen Palast in der Alt-

stadt, den sich ein spanischer Marqués, der zum bedeutendsten Sklavenhändler der Karibik werden sollte, aus dem Erlös seiner „schwarzen“ Geschäfte errichten ließ.

Aber auch die andere Geschichte ist noch lebendig, jene des Spaniers Pedro Claver, des „Sklaven der Neger auf Lebenszeit“, der heute im Glassarg unter dem Hochaltar der nach ihm benannten Kirche ruht. Von ihm hat Papst Leo XIII. gesagt: „Nach dem Leben Christi hat kein anderes meine Seele so tief bewegt wie das des großen Apostels Sankt Pedro Claver.“ Er hat in knapp vierzig Jahren nicht nur mehr als 300 000 Negerklaven getauft; aus tiefster Glaubensüberzeugung forderte er auch die Rassen-gleichheit zweihundert Jahre vor der Beseitigung der Sklaverei in dem ansonsten freiheitlichsten Land der Welt, den USA. Und das, obwohl noch keine hundert Jahre vor ihm Papst Nikolaus V. (1452) den Portugiesen ausdrücklich erlaubt hatte, bei ihren Entdeckungsfahrten Sklaven zu machen. Kein Wunder, daß die Neger an den Küsten Kolumbiens Pedro Claver noch immer nicht vergessen haben. Einer von ihnen, der Arzt, Romancier und Literaturprofessor Manuel Zapata Olivella, sagt von ihm: „Claver beschwatzte nicht einfach die Menschen. Er lief durch die Straßen Cartagenas und heilte die Leprakranken, bettelte für seine Sklaven und sprach mit den grausamen Sklavenhaltern, wurde von seinen Vorgesetzten gerügt wegen seiner Güte zu den Negern und hielt das Beichtgeheimnis, wenn sich ihm flüchtige Sklaven anvertrauten. Er war ein Heiliger, aber mehr wegen seiner Taten als wegen der Wunder, die man ihm nachsagte ... Er wird den afrikanischen Nachkommen in Nordamerika wenig bedeuten, viel aber uns, die wir mit unseren Großvätern verbunden sind, deren Durst und Schmerz er linderte.“<sup>3</sup>

Aber das Blutvergießen ging weiter. Die nächste Station dieses Weges hieß Unabhängigkeitskämpfe. Auch hier spielt Kolumbien für ganz Südamerika eine entscheidende Rolle, vor allem als Schlachtfeld. Simon Bolívars, des gebürtigen Venezolaners, strategisches Genie nützte die napoleonische Schwächung Spaniens, verkündete 1810 die Unabhängigkeit und wußte sie in zahlreichen Schlachten und heroischem Einsatz zu verteidigen. Nicht den Spaniern gelang es, den Gründer von Groß-Kolumbien – wozu die heutigen Staaten Ecuador, Venezuela (bis 1830) und Panama (bis 1903) gehörten – zu schlagen; ihn stürzten die, für deren Unabhängigkeit er gekämpft hatte. Und wenn heute auf allen Plätzen nicht nur Kolumbiens sein Denkmal steht, kommt das einer späten Reue gleich, doch es ist auch Ironie im Spiel. Denn die Beerdigung des Verfemten und Verarmten bezahlte – ein Spanier.

Wie wenig sich aber durch die Unabhängigkeit an den wirklichen Rechts- und Besitzverhältnissen geändert hatte, wurde erst vor 30 Jahren vollends deutlich. Denn der in Europa wenig bekannte kolumbianische Bürgerkrieg, der 1948 durch die Ermordung des Politikers Jorge Eliécer Gaitán ausgelöst wurde, läßt sich allein als Parteienkonflikt zwischen Liberalen und Konservativen nicht erklären; dafür war er zu grausam, dafür gab es zu viele Tote (300 000), zu viele zerstörte Häuser (60 000), dafür vor allem waren die Parteien in ihren Konzeptionen einander viel zu ähnlich. Nicht erst seit heute läuft der Politwitz um, der einzige Unterschied zwischen den Roten (Libera-

len) und den Blauen (Konservativen) bestehe darin, daß die einen um 9 und die anderen um 10 zur Messe gingen. Der wahre Grund des „absurden Kampfes zwischen Kolumbianern mit blauer Krawatte und Kolumbianern mit roter Krawatte (sofern sie überhaupt Krawatten tragen)“<sup>4</sup> ist in der bisherigen Geschichte zu suchen.

Im Bürgerkrieg zeigte sich, in welchen Grausamkeiten und sinnlosen Gemetzeln sich eine jahrhundertlang ertragene Ungerechtigkeit entladen kann; aber auch, mit welcher Brutalität die Raubgier der einstigen Eroberer unter der Oberfläche und ihnen selbst kaum bewußt noch immer weiterlebt. Nichts ist vergessen, nichts ist versöhnt.

### Kein Land in Sicht

Der Bürgerkrieg wurde am Vorabend der kubanischen Revolution von 1959 beendet, die für ganz Südamerika ein ungeheurer Schock war. Für Kolumbien bildete beides das entscheidende Motiv einer tiefgreifenden Selbstbesinnung und einer ernstgemeinten Anstrengung für eine menschlichere Gesellschaftsordnung. Doch guter Wille allein richtet noch nichts aus. Zu gewaltig sind die wirtschaftlichen und sozialen Probleme, zu lange verfestigt die gesellschaftlichen Unterschiede, zu selbstverständlich die überkommenen Mentalitäten.

Wie alle Länder Südamerikas erlebt auch Kolumbien eine Bevölkerungsexplosion (3 Prozent), die sich durch die unaufhörliche Landflucht vor allem auf die großen Städte konzentriert. Bogotá mit seinen gegenwärtig rund drei Millionen Einwohnern hat ein jährliches Bevölkerungswachstum von ca. 280 000 Menschen, von denen sich 210 000 auf die unterentwickelten und „clandestinen“ Randviertel verteilen. Bisher waren alle Kampagnen erfolglos, die Zuwanderung in den Griff zu bekommen. Die Beschäftigungslosigkeit in Bogotá lag 1967 bei 16 Prozent. Obwohl 40 Prozent der Erwerbsbevölkerung in der Landwirtschaft tätig sind und diese mit 29 Prozent (1969) Anteil am Sozialprodukt nach wie vor der wichtigste Wirtschaftszweig ist, befindet sie sich trotz Landreformgesetz von 1961 immer noch ausschließlich in den Händen der Oberschicht. Noch krasser ist das Mißverhältnis im Bereich des Grund- und Industrieriemens. Nach der Untersuchung von Cesar Vallejo<sup>5</sup> sind 60 Prozent des Industriekapitals im Besitz von höchstens tausend Personen. Demgegenüber verdienen 68 Prozent der Kolumbianer monatlich weniger als 1500 Pesos (ca. 115 DM) und damit gerade das Existenzminimum. Bedenkt man noch, daß die von Feudalismusresten, Kapitalismus und staatlichen Interventionen bestimmte kolumbianische Wirtschaft wesentlich auf den Export von Kaffee angewiesen und somit äußerst auslandsabhängig (von den USA vor allem) ist, und daß die schwierigen geologischen, geographischen und klimatischen Verhältnisse natürliche Grenzen sind für jede Art wirtschaftlicher Entwicklung, wird man Gesellschaftsutopien schnell vergessen. Dann wird man sich vielleicht auch nicht mehr wundern, wenn man fast täglich von Entführungen und Erpressungen hört, von Kinderbanden, Rauschgiftschmuggel und zunehmender Brutalität. Heute ver-

teidigt jeder einigermaßen Wohlhabende seinen Besitz mit schwerbewaffneten Privatpolizisten. Sie patrouillieren im vornehmen Norden Bogotás vor den Bungalows und den exklusiven Klubs, den Restaurants und den teuren Geschäften; die Banken und Juweliersgeschäfte im Zentrum gleichen belagerten Festungen.

Wie es weitergehen soll, weiß eigentlich niemand. Und doch erwies sich Kolumbien bisher erstaunlich immun gegen viele Ismen, die gerade in Südamerika im Umlauf sind. Weder sympathisierte es mit dem Totalitarismus à la Chile noch mit dem Kommunismus Kubas, es ließ sich nicht beeinflussen von der „Demokratischen Linken“ in Venezuela, Puerto Rico oder Costa Rica und schloß sich noch nicht einmal der ganz Südamerika durchziehenden Bewegung zur Gründung christlicher Parteien an. Der traditionelle Individualismus und die Apathie der breiten Bevölkerung gegen die Belange eines anonymen „Ganzen“ ließen die Kolumbianer immer nach überschaubaren Lösungen suchen und vor allem nach solchen, die keine allzu stürmischen Entwicklungen verheißen.

Dieser kolumbianische Weg zwischen Revolution und Restauration hindurch führte unter anderem im Zug der (inzwischen faktisch weitgehend zurückgenommenen, ursprünglich groß geplanten) Landreform zu einem in Südamerika mit Interesse verfolgten Genossenschaftsprojekt. Zur Verwunderung selbst vieler Kolumbianer gab es 1975 immerhin 1200 genossenschaftliche Zusammenschließungen, die 260 000 Hektar des Bodens bearbeiten und 12 000 Familien den Lebensunterhalt sichern; sie sind konzentriert an der Atlantischen Küste, doch auch über das übrige Land verteilt. In ihnen besitzen die Bauern den Boden gemeinsam, bestimmen selbständig ihre Unternehmungen und verteilen die Gewinne untereinander. „Das Genossenschaftswesen wird von vielen als ein ‚dritter Weg‘ zwischen dem individualistischen Kapitalismus und dem materialistischen Kommunismus angesehen. Es übernimmt vom Kapitalismus die Unternehmungstechnik und produktionsnahe Technologie, vom kommunistischen System die gerechte Ertragsverteilung. Außerdem verhindert das Genossenschaftswesen als Ergebnis der Betriebsorganisation mit all ihren Folgen die übermäßige Gewinnsucht als einzigen Anreiz zur Arbeit.“<sup>6</sup> Obwohl es noch zu früh ist (der Versuch begann erst 1969), abschließende Erfolgsbeurteilungen zu versuchen, und obwohl die volkswirtschaftlichen und politischen Implikationen unter den Fachleuten umstritten sind, dürfte der Versuch wenigstens zu einer allmählichen Bewußtseinsänderung in den unterentwickelten Schichten der Bevölkerung beitragen und vielleicht sogar die Oberschichten zur sozialen Verantwortung zwingen.

### Das Ende des „Angelismo“

Neben dem Schock der kubanischen Revolution haben vor allem drei Ereignisse die Kirche von Kolumbien auf den Boden der Wirklichkeit geholt. Alle Ereignisse hatten zudem große Bedeutung für ganz Südamerika, ja noch weit darüber hinaus.

Als am 15. Februar 1966 der in den Untergrund des bewaffneten Widerstands gegangene kolumbianische Priester und Soziologieprofessor Camilo Torres von Regierungstruppen erschossen wurde, war die Betroffenheit auch in jenen kirchlichen Kreisen groß, die ihn zuvor verdächtigt und bekämpft hatten. Sein Anschluß an die Guerilleros nach dem Scheitern seiner gewaltlosen Kampagne zur Änderung der Unrechtsstrukturen des Systems, sein Tod in den unzugänglichen Bergen der Provinz Santander rüttelten die Gewissen wach.

Sein letzter Aufruf an das Volk erschüttert aus heutiger Perspektive doppelt: wegen seiner ehrlichen Verzweiflung und seiner politischen Sinnlosigkeit. „Von nun an wird das Volk auf keinen Betrug mehr hereinfallen“, hatte er prophezeit. Leider ist es unmöglich, jemals zu erfahren, ob er das wirklich ernst gemeint hat. Auch Ché Guevara scheiterte im fernen Bolivien, nicht weil ihn schließlich Regierungstruppen erschossen, sondern weil „das Volk“ mit seinen Freiheitsparolen nichts anzufangen wußte. Die Utopie des Camilo Torres war zu schön, um in einer häßlichen Wirklichkeit Chancen zu haben. „Das Volk ist verzweifelt entschlossen, sein Leben aufs Spiel zu setzen, damit die kommende Generation der Kolumbianer keine Generation von Sklaven mehr sein wird, damit die Kinder derer, die heute bereit sind, ihr Leben hinzugeben, Ausbildung, Unterkunft, Nahrung, Kleidung, vor allem Menschenwürde erhalten.“<sup>7</sup>

Heute ist die lateinamerikanische Guerillabewegung zerschlagen; jeden Tag werden irgendwo in dem unermeßlichen Kontinent echte und vermeintliche Guerilleros erschossen, werden sympathisierende Priester und Nonnen verhaftet. Auch die kubanische Revolution hat spätestens seit der Affäre um Padilla nicht nur für die Intellektuellen Europas ihren einstigen Glanz verloren und Hoffnungen enttäuscht: Der im Außenhandelsministerium arbeitende Lyriker Heriberto Padilla wurde im Jahr 1971 wegen seines Gedichtbands „Fuera del juego“ (Außerhalb des Spiels), für den er noch einen Preis erhalten hatte, heftig kritisiert, schließlich verhaftet und erst nach der Vorlage einer Selbstkritik freigelassen. Ernüchterung ist das Stichwort.

Und doch ist in Südamerika gerade in der katholischen Kirche ein Prozeß in Gang gesetzt, der nicht mehr rückgängig zu machen ist. Er weckt berechtigtere Erwartungen, weil er auf die großen Parolen revolutionärer Umbrüche verzichtet und sich in der langwierigen, geduldigen Arbeit an den konkreten Menschen engagiert. Der 39. Eucharistische Weltkongreß in Bogotá 1968 und die Lateinamerikanische Bischofskonferenz in Medellín desselben Jahres sind die beiden anderen Ereignisse.

Am Rand der Elendsviertel, die den Campo Eucarístico bedrängten, und die Hochhäuser der Hiltons und Tequendamas, der Banken und Versicherungen vor Augen, sagte Papst Paul VI., der evangelische Dienst am Menschen sei ein „empfindsames Hören der Stimmen, die um Brot, Anteilnahme und Gerechtigkeit bitten sowie aktive Teilnahme an den Prozessen der Gesellschaft und der Förderung des öffentlichen Wohls verlangen“.

Doch der Kirche wird es schwer, sich in eine veränderte Welt zu schicken. Zu lange währte der Pakt mit den Mächtigen, zu eng sind die Beziehungen zum Staat, der in Südamerika in den wenigsten Fällen etwas mit den wahren Bedürfnissen der einfachen

Menschen zu tun hat. Auch Kolumbien ist keine Ausnahme; dort ist die Verfilzung eher noch dichter als anderswo. Immer noch ist der katholische Glaube Staatsreligion, immer noch gilt nur die kirchliche Eheschließung als einzige staatlich anerkannte Form, immer noch hat die Kirche das Recht, in Universität und Schule einzugreifen und die Lehrbücher zu verbieten, wenn sie Dogmen und Morallehre in Gefahr sieht. Noch immer besitzt die Kirche Privilegien wie wahrscheinlich in keinem anderen Land der Welt. Und doch ist ihr wirklicher Einfluß bei den Intellektuellen gleich Null, bei den Politikern weitgehend äußerlich und auf taktische Manöver beschränkt und bei der Mehrzahl der Kolumbianer, die immerhin zu 90 Prozent katholisch sind, deutlich im Schwinden. Das Janusgesicht der Kirche ist einer jener durchgängigen Widersprüche, die Kolumbien bestimmen und mit denen zu leben die Menschen sich seit je gewöhnt haben.

Am Herz-Jesu-Fest versammeln sich die Spitzen von Regierung, Kirche und Armee in schöner Eintracht vor dem Altar, um anschließend durch die Straßen Bogotás zu ziehen, auch wenn der Staatspräsident ein erklärter Freimaurer und der Kardinal sein intimer Gegner ist. „Dieses Bild entzückt jeden Linken, weil es die antifeudale und antikirchliche Agitation ungemein erleichtert. Hier spielt die Kirche genau den Part, der ihr gewöhnlich zugeschrieben wird.“<sup>8</sup>

Doch daneben gibt es zahllose Priester und nicht wenige Bischöfe, die für die Kolumbianer ohne Staatsorden und Krawatte letzte Zuflucht sind vor der Willkür der Bürokratie, dem Zugriff der Syndikate, dem bleichen Arm des Hungers. Als am 25. Februar 1976 die Angestellten mehrerer Großbanken in den Streik traten, als dieser Streik durch Entlassungen und Verhaftungen brutal unterdrückt werden sollte, als 300 Angestellte einen Hungerstreik begannen, als die Polizei die Streikenden durch die Straßen hetzte, hatten sich mit ihnen längst Priester und Ordensschwestern solidarisiert; die Messen, die sie mit ihnen in Kirchen und Parkanlagen feierten, gerieten jedesmal zugleich zu Großkundgebungen. Die Bischöfe von Medellín, Bucaramanga und Armenia boten den Streikenden in ihren Bischofskirchen Asyl und bedrohten jeden gewaltsamen Eindringling mit Exkommunikation. Und der Bischofskoadjutor von Pereira ließ keinen Zweifel über die Motive, als er sagte: „Ich bin zutiefst betroffen, wenn ich sehe, daß der Reichtum so offensichtlich schlecht verteilt ist. Und es scheint mir eine Beleidigung der Freiheit zu sein, daß in unserem Land so schlechte Löhne gezahlt werden gerade von denen, die das Bild der freien Wirtschaft verkörpern.“<sup>9</sup>

Dagegen versuchte sich der Kardinal von Bogotá, bedrängt von allen Seiten, aus der Sache herauszuhalten. Doch auch er wurde schließlich zur Stellungnahme gezwungen, und seine Antwort war – die Suspension aller an den Streik-Messen beteiligten Priester und Nonnen. Wenige Tage danach brachte die Tageszeitung „El Espectador“ ein Bild, das den Kardinal bei der Segnung der kolumbianisch-venezolanischen Großbank Tequendama zeigt. Und auch die Armee ließ sich nicht lumpen. Sie trug ihm die Würde eines „Generals der Republik ehrenhalber“ an. Bevor der Kardinal feierlich die Insignien entgegennahm, feierte er mit allen Geladenen die heilige Messe.

Und doch sollten solche Ereignisse nicht überbewertet werden. Die Kirche Kolum-

biens hat einen schweren Stand, weil sie ein schweres Erbe hat und die gegenwärtigen Probleme des Landes übermenschliche Kraft verlangen. Kein Mensch hat heute ein fertiges Rezept, und wer trotzdem eines zu haben glaubt, dem redet man gut zu, um hinter seinem Rücken nachsichtig zu lächeln. Jüngste Beispiele aus Kolumbien und Argentinien, Paraguay und Brasilien zeigen, daß die Kirche längst bereit ist, die Herausforderung der Ungerechtigkeit und der Gewalt anzunehmen. Nicht indem sie mit neuer Gewalt antwortet, nicht indem sie große Sprüche macht. Vielmehr indem sie zum (meist einzigen) Anwalt der Armen geworden ist, den Mächtigen ins Gewissen redet selbst wider alle Hoffnung, den Verfolgten Zuflucht gewährt und die Botschaft von der Menschenfreundlichkeit Gottes durch Taten glaubwürdig in der Welt vertritt, ohne Illusionen, aber auch ohne Resignation. Die Namen der kürzlich ermordeten Patres Lunkenbein und Burnier stehen für viele.

### Der Reichtum des Ursprungs

François Bondy schließt seine Rezension des Romans „Die andere Seite des Lebens“ des Peruaners Mario Vargas Llosa mit der Feststellung: „Lesern, die bereit sind, sich auf diesen Roman einzulassen, bietet er viel – nicht zuletzt eine neue großartige Bestätigung, daß Lateinamerika in vieler Hinsicht ‚unterentwickelt‘ sein mag, nicht aber in seiner Literatur“ (Die Zeit, 17. 9. 1976).

Für Kolumbien müßte man fairerweise dieses Urteil ausweiten auf die Kultur überhaupt, denn die Kultur Kolumbiens, was immer man im einzelnen darunter verstehen mag, ist groß und verdient auf jeden Fall Beachtung. Das ist wieder eine jener großartigen Sonderbarkeiten, die einem Alteuropäer Südamerika auch heute noch wirklich „Neue Welt“ sein lassen, voller neuer Entdeckungen, voller Fremdartigkeit, voller Faszination.

In Kolumbien besinnt man sich wie in vielen lateinamerikanischen Ländern zunehmend auf die reiche kulturelle Vergangenheit. Zwar hatte der Venezolaner Andrés Bello schon zur Zeit der Unabhängigkeitskriege und lange vor Walt Whitman die Musen Europas aufgefordert, dem alten Kontinent den Rücken zu kehren und nach Südamerika auszuwandern; doch seine „Ansprache an die Poesie“ verhallte ungehört. Heute geht Südamerika seinen eigenen Weg, ohne sich allzusehr auf die Vorbilder einer immer älter werdenden Welt zu berufen. Der Kontinent hat seine eigene Vergangenheit entdeckt und ist dabei, deren Reichtum auszubreiten. Diese Selbstbesinnung auf die eigenen Ursprünge, auf die stummen Zeugen der geheimnisvollen Kultur von San Agustín und die in zahlreichen Gedichten von Pablo Neruda zur Sprache erweckten Steingiganten der Osterinseln, hat zugleich den Blick geschärft für die spezifisch lateinamerikanischen Probleme. Sie scheinen eben doch nicht generalisierbar und dulden keine importierten Rezepte. Nicht Zufall scheint es, daß beispielsweise die „Theologie der Befreiung“ den europäischen Theologen weitgehend unverständlich bleibt. Nicht aus Ar-

roganz oder Ignoranz hatte ja auch der Soziologieprofessor Camilo Torres trotz oder wegen seines Studiums in Europa die Entwicklung einer wissenschaftlichen Terminologie verlangt, die den besonderen Gegebenheiten Kolumbiens und Südamerikas insgesamt endlich gerecht werden sollte. Und die junge Literatur des Nach-Bürgerkriegs suchte ähnlich der deutschen nach einer unverbrauchten, nicht durch Gewalt und Lüge entstellten, nach einer neuen Sprache.

Wenn man in Deutschland neuerdings Interesse nimmt an lateinamerikanischer Literatur, ist man ob ihrer Fremdartigkeit verwirrt und betroffen zugleich. Es läßt sich spüren, daß da eine Fülle unbekannter Erfahrungen aufgearbeitet wird, daß sich Landschaften der Seele auftun, die erschrecken machen, daß Einblicke in Problemzusammenhänge möglich werden, deren Realitätsnähe und menschliche Unmittelbarkeit die Hälfte der deutschen Gegenwartsliteratur der Unverbindlichkeit, der Geschwätzigkeit und des Narzißmus überführen. Und doch ist eine Beziehung zwischen der Alten und der Neuen Welt möglich. Gerade die Besinnung Südamerikas auf die eigene phantastisch-absurde Geschichte, mit ihren Widersprüchen und Großartigkeiten, ihrem Rassenwirrwarr und den stummen Resten zerstörter Reiche, gerade die bewußte Abkehr von der Nachahmung europäisch-amerikanischer Vorbilder macht Lateinamerika auch für den Europäer ungemein reizvoll. Der Welterfolg eines ansonsten so hermetischen Buchs wie Gabriel García Márquez' „Hundert Jahre Einsamkeit“ findet hier vielleicht seine Erklärung.

Hermann Graf Keyserling schrieb in seinen „Südamerikanischen Meditationen“ aus dem Jahr 1932: „In Kolumbien hat die ... besondere tropische Umwelt ... in unvergleichlichem Maße Dichterbegabungen zum Blühen gebracht, so daß die Kolumbianer heute von allen Menschen vielleicht am meisten den Namen eines Volkes der Dichter verdienen.“ Und Hugo Loetscher pflichtet dem vierzig Jahre später bei, wenn er bei der für Südamerika insgesamt typischen Beziehung zwischen Literatur und Politik im Positiven wie im Negativen (wobei es die einen nicht selten bis zum Staatspräsidenten brachten, während die anderen ihrem Land dienten als Exilierte) Kolumbien als „Professoren-Republik“ eine Sonderstellung einräumt.

Diese letzte Gegensätzlichkeit ist zugleich grausam und hoffnungsvoll. Grausam, weil die Galerien und Kunstaussstellungen, die Theater und Konzerte oft nur wenige Schritte vom Elend und dem bloßen Kampf ums tägliche Überleben angesiedelt sind, weil sie anscheinend nur um sich selber kreisen. Aber auch hoffnungsvoll, denn Kunst kann (wie man mit oder ohne Brecht weiß) Augen öffnen, Pfade freischlagen, Utopien und Tagträume freisetzen, die kein Polizist wieder einfangen kann. Vielleicht erklärt so sich der riesige Andrang gerade der Jugend bei der repräsentativen Septemberausstellung kolumbianischer Kunst im Museo Nacional zur selben Zeit, als das Land vom Ärztestreik in Unruhe versetzt wurde. Vielleicht findet so auch das Atelier im Elendsviertel seine Rechtfertigung und darf deshalb weder durch Kasernen noch durch (so nützliche Dinge wie) soziologische Institute ersetzt werden.

Doch dafür scheint (gegenwärtig jedenfalls) in Kolumbien keine Gefahr. Mag es

auch in anderen Bereichen allenthalben Einschränkungen geben, Presse, Literatur und Kunst sind frei von jeder Zensur. Und wenn ein Kolumbianer wie García Márquez im Ausland lebt, dann nicht als Exilierter, sondern weil er von dort her, aus der Distanz, seiner Heimat viel näher ist und ihre Probleme schärfer sieht. Und wenn der Staat nach ihm greift, dann nur, um ihm den Posten eines Konsuls in Barcelona anzutragen und sein Teil abzubekommen vom Schriftstellerruhm. Doch auch dieser Versuchung zu widerstehen hat der kolumbianische Autor seit je Freiheit und Mut. „Als ich ein unbekannter Schriftsteller war, offerierte mir niemand ein Konsulat, und jetzt, da ich von der Gunst meiner Leser lebe, habe ich um so weniger Grund und kein Recht, meine Meinung zu ändern. . . Das ist der Punkt, auf den ich kommen möchte, und ich erkläre meine Beweggründe mit jener Feierlichkeit, wozu nur wir Kolumbianer fähig sind: Ich kann mich nicht in den Dienst meines Landes stellen, nicht wegen seines dogmatischen Dünkels, wegen seiner Rachsucht, mit der es die Studenten zwingt, die Hände in die Höhe zu halten . . . einfach weil ich nicht einverstanden bin mit dem ganzen System in seiner ganzen Breite und seiner ganzen Tiefe, mit dem System einer anachronistischen Struktur. Ich werde nicht einfach ein anderer Krawatten-Schriftsteller sein. Ich kann meinem Land dienen, ohne daß ich seiner Regierung diene, und in der Form, die mir liegt: in schreibender Weise.“<sup>10</sup>

Die Prinzipien des schriftstellerischen Selbstverständnisses sind klar, die Kritik ohne faule Kompromisse. Und doch wird auch García Márquez sich nicht dagegen wehren, wenn nicht nur seine Leser in Kolumbien, sondern die Regierung stolz auf ihn sind. Kunstverstand, Selbstironie und schlitzohriger Ehrgeiz sind die schlechtesten Eigenschaften nicht, mit denen ein Land sich Freunde machen kann.

#### ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Kirche und Entwicklung in Ecuador und Kolumbien (Mannheim 1972) 44.

<sup>2</sup> O. Schreiber, Kolumbianische Safari (Melsungen 1965) 9.

<sup>3</sup> M. Zapata Olivella, Unvergeßliche Erinnerungen, in: Städte in Lateinamerika, hrsg. v. K. Niggstich (Wuppertal 1976) 25.

<sup>4</sup> P. Schultze-Kraft, Einleitung zu: Das Duell und andere kolumbianische Erzählungen (Tübingen 1969) 14.

<sup>5</sup> C. Vallejo, La situación social de Colombia (Bogotá 1971) 166.

<sup>6</sup> Vgl. Anm. 1, 84.

<sup>7</sup> In: Camilo Torres, Vom Apostolat zum Partisanenkampf (Reinbek 1969) 233.

<sup>8</sup> F. Merz, Der katholische Kontinent, in: Lateinamerika heute, hrsg. v. G. Lehner (München 1972) 50.

<sup>9</sup> Zit. in: Iglesia en conflicto? (Controversia Nr. 44, Bogotá 1976) 6.

<sup>10</sup> Zit. bei H. Loetscher, Präsidenten und Exilierte, in: Lateinamerika heute, 129 f.